

Maxim Ossipow

Der Schrei des zahmen Vogels

Die Provinz – ein Haus, warm, etwas dreckig, aber heimlich. Es gibt auch einen anderen Blick auf sie, von außen, oberflächlich, der wird dafür von vielen, die unfreiwillig – durch Geburt oder weil sie Sowjetmacht sie auf eine Pflichtarbeitsteilsetze – hierher gelangt sind, geteilt: Provinz heißt Matsch, Finsternis; dass dort Unglückliche leben, ist noch das Schmeichelhafteste, was man über sie sagen kann.

Der Schrei eines Hähns treibt das Böse, das über Nacht an Kraft hinzugezogen hat.

Ein Morgen im Krankenhaus. Auf dem Bett liegt ein magerer, nach Zigarettensrauch riechender Mann, ein Lastwagenfahrer, keinwegs ein zahmer Vogel, er hatte einen Herzinfarkt. Das Schlimmste ist überstanden, nun schaut er zu, wie sein Zimmergenosse, ein halbwegs obdachloser Alter mit einer am Handgelenk eintätowierten warmen Sonne, was oft bedeutet, dass er Wachen im Straf-lager war, behandelt wird. Ein elektrischer Schlag – und der Herzrhythmus normalisiert sich, „Dem Opa geht es besser, er atmet schon seltener“, witzelt der Chauffeur hinter der Trennwand. Wir wechseln Blicke miteinander. Ob ihm erlaubt werden wird, wieder Bus zu fahren? Ein akutes Problem besteht freilich darin, dass verhindert werden muss, dass seine Gattin und jene andere Frau – die ihm, zum Entsetzen jener, Grillfleisch mitbringt – im Krankenzimmer einander begegnen dürfen. Der Fahrer durchschaut auch mich zum Teil, sogar ziemlich gut: Wildgefellig besitzt nämlich einen guten Spürsinn.

Es ist ein klares Bestreben, nicht nur die eigenen Angehörigen zu lieben, die Hausgenossen, sondern im weiteren Sinn die Menschen und den Ort. Dafür muss man sich erinnern, genau hinschauen, aber sich auch etwas ausdenken.

Zum Beispiel solche Kindheitsgedenke: Mein Vater und ich machen eine weite Wanderung durch die Hütte. Ein Dorf, der Durst ist schrecklich. Vater klopft an die Tür eines fremden Hauses, bittet um Wasser. Die Hausherrin sagt: Wir haben kein Wasser, sie bringt uns aber kalte Milch. Wir trinken und trinken, viel, wahrscheinlich anderthalb Liter. Vater will der Hausfrau Geld geben, doch die zuckt nur mit den Schultern und sagt ohne jeden Gesichtsausdruck: „Liebes, du hast sie wohl nicht alle.“

Der Ort: Jeder ist auf seine Art anzuhend, der mittlerussische Nichtschwartzdrestreifen umso mehr. Es fällt so leicht, für diese Landschaft zu schwärmen, ebenso leicht kann eine Frau einen Versager lieben! „Ja, wir lieben diese Klippe“, heißt es in der norwegischen Nationalhymne. In unserer Nationalhymne wird auch die Geographie besungen, von den südlichen Stränden bis zum Polarkreis, über die sich unsere Wälder und Felder erstrecken, was angeht, oder Dienstreise freilich ist unverständlich. Klingt, aber die Nationalhymne wurde von anderen verfasst, von der Obrigkeit, nicht von freien Vögelnchen.

Noch eine Erinnerung: Ich bin acht-zehn Jahre alt, fahre Auto, einen alten Saporochez, den allerbilligsten Kleinwagen, dessen Motor im Kofferraum steckt. Plötzlich steigen aus dem Hinterteil Rauchschwaden auf, gleich gibt es ein Unglück, eine Explosion. Die Leute auf dem Gehsteig – geht zur Seite, gleich knallt! „Mach's aus!“, sagt da ein ungefähr dreißig Jahre alter Passant, er nimmt einen Lappen, löscht damit mit größter Geduld und Seelenruhe langsam das Feuer. Danach geht er einfach weg. Noch jemand, der nicht zur Gattung Hausgefellig gehört.

Zu Autos oder überhaupt zum Unterweßin fällt mir immer viel ein: Die russische Landstraße besichert dem Hausgefellig große Unannehmlichkeiten. Ihm begegnen hier Wildvögel, Raubvögel, und diese Begegnungen graben sich in die Erinnerung ein – wegen unerwarteter Herzensgüte, aber auch wegen nie gesehener, unerhörter, unvorstellbarer Höscheit. „Mörder sind ganz durchschnittlich die Leute“, sagt der Oberst der Miliz, und du, hilfloses Würstchen, Hausgefellig, nimmst das plötzlich an, verstehst es und machst es zu einem Teil von dir.

Apropos Miliz: Ärzte haben zu ihr eine eigenartige, enge Beziehung. Wenn man einen Patienten hochtragen muss in dessen Haus der Lift kaputt ist, wenn ein Säuger bis zum Morgen weggesperrt werden muss, damit er nicht im Krankenzimmer randaliert, sogar wenn ein Auto aus dem Schlamm gezogen werden muss, tollt man Milizionäre! Oben rein tragen sie Uniform, das erzeugt in der jeweiligen Gesellschaft eine Illusion von Gesundheit.

Bei der ärztlichen Nothilfe-Station steht ein Milizionär mit einem Untersuchungsstangen mit Handschellen. Mir ist jung, trägt Prügelspuren. Er muss et was Ernsthaftes angestellt haben, einfach so werden einem bei uns keine Handschellen angelegt. „Du hättest lieber gleich von deiner Frau und deinen Kindern anfangen sollen“, sagt der Milizionär zum Arrestanten. „Aber du willst gleich einen Anwalt, drohst mit Gangsterfreunden aus Moskau.“

Zusammen mit dem Burschen, der das Feuer im Saporochez-Motor löscht, steigt in der Erinnerung ein verschwitzter, schmutziger Hockeyspieler auf, der „Ihnen muss es doppelt angenehm gewesen sein, die Gründerväter des Hockey in ihrer Heimat zu besiegen?“ Alexander Owtetschnik grinst mit seinem zahllosen Mund: „Ist mir doch völlig egal!“ Bei seinem Einkommen hätte er sich leicht Zähne machen lassen können, aber offenbar kann ein Hockeyspieler auch so problemlos Fleisch kauen. Er nimmt den Eindruck einer äußerst holistischen Natur.

Was noch? Eine Predigt zum Kirchenfest des Schutzamtes der Gottesmutter, jenen Tag, an dem unsere heidnisch-slavischen Vorfahren von den byzantinischen Orthodoxen besiegt wurden und den wir zu einem der besten Feiertage erhoben haben. Nichts ist leichter, als über die Kirche herzuziehen. Das ist wie Dostojewski beschimpfen: Man hat recht, natürlich hat man recht, aber es stimmt trotzdem nicht. Die Kirche ist ein Wunder, Dostojewski ist ein Wunder und das Leben und unser Land noch immer am Lassen sind, ist ebenfalls ein Wunder.

„Liebes, du hast sie wohl nicht alle?“, das hätte eine der Babuschkas aus dem Krankenzimmer Nummer eins sagen können. „Babka“ ist keine Beleidigung, sondern eine Selbstbezeichnung. Der Schwesterin Fall von ihnen hört Stimmen, sieht Erscheinungen: „Jura, bist du's?“ „Nein, ich



Isak Levitan (1860 bis 1900), ein enger Freund des Schriftstellers und Arztes am Tschchow. Bildnis in seinen Landschaftsbildern dem zart verquerten Charme der zentral-russischen Provinz. 1899 malte er „Die letzten Sonnenstrahlen“.

Foto: Anshin

Schriftsteller und Mediziner

Zu Leben und Werk von Maxim Ossipow

Maxim Alexandrowitsch Ossipow, 1963 in Moskau geboren, ist praktizierender Arzt und Literat und hat, wie auch die zwei anderen russischen Schriftsteller, die zugleich Mediziner waren, Anton Tschchow und Michail Bulgakow, einen zugleich wohlnehmenden und illusionlosen Blick auf die menschlichen Zustände. An der Moskauer Medizinischen Hochschule ausgebildet, arbeitete Ossipow während der neunziger Jahre an der Universität von San Francisco und in diversen Moskauer Kliniken. Gemeinsam mit seinem amerikanischen Kollegen Nelson Schiller brachte er das russische Standardwerk „Klinische Echokardiographie“ heraus. 1994 gründete er den medizinischen Verlag „Praktika“, der westliche medizinische Literatur übersetzte, aber auch musikwissenschaftliche und theologische Bücher publizierte. 2005 wählte Ossipow sich wieder dem Beruf. Er organisierte die Wohltätigkeits-

gesellschaft „Hilfe fürs Krankenhaus in Tarussa“, der es 2008 gelang, gegen den Widerstand der lokalen Administration dieser moskautanen Provinz klinikqualifizierte Ärzte und modernes Gerät zu sichern. Seit 2007 publiziert Ossipow Kurzgeschichten und Erzählungen, seine Dramen wurden in Petersburg und im sibirischen Omsk aufgeführt. Ossipows Prosa wurde ins Französische, Spanische, Katalanische, Englische, Polnische, Finnische, Litauische übersetzt. Die russische Provinz mit ihrer Armut, Ausweglosigkeit und Eintönigkeit, die aber auch an die Grundlagen des Lebens versetzt, nimmt einen zentralen Platz in Ossipows Schaffen ein. Er hält sich an Tschchows Diktum, als Arzt versuche er stets, sein literarisches Schreiben mit den medizinischen Wissenschaften in Übereinstimmung zu bringen, was das aber nicht möglich sei, besser zu schwelgen. (kho)

nicht Jura“, sagt die Mitpatientin. Wer dann? „Eine Babka“. Und wer ist das? „Jura?“, fragt sie die andere Zimmergenossin. „Nein“, antwortet die. „Ich bin auch eine Babka.“ Das Wort „Babka“ hat nichts Verletzendes, sie fühlen sich ja nicht wie Greisinnen mit klarem Verstand wie die gleichaltrigen Großstadt-Vögelchen, sondern eben wie Babkas.

Tagüber stritten laut zwei Pflegerinnen. Die eine arbeitet hier, um sich und ihr Viehzeug zu ernähren – mit dem Es-

sen, das die Kranken übrig lassen, die andere besitzt ein paar Hektar Land, fährt abwechselnd in die Türkei und nach Europa und arbeitet als Krankenpflegerin, um eine gesellschaftliche Aufgabe zu haben. Im Übrigen ist alles noch verworren: Nach Europa fuhr dann auch die erste Krankenpflegerin, die Armste, sie nahm Kredite auf, es waren schon Gerichtsvolzieher da.

Das Private steht bei uns über den Interessen der Gesellschaft. Der Steuerprü-

fer, ein Bürschen in seinen Zwanzigern, der uns kontrolliert, sagt: „Ach, gut, dass Sie Arzt sind, ich versuche gerade... vor der Armee, Sie verstehen?“ Wie soll man das nicht verstehen? „Aus Mitgefühl“ ist eine bewährte Formel, jeder hat den anderen irgendwie in der Hand. Wenn es sein muss, machen wir das Gewünschte natürlich, ausnahmsweise. Auch wenn es in dem berühmten sowjetischen Kinofilm heißt „Moskau glaubt den Tränen nicht“, bei uns glaubt man nur an sie.

Es ist wirklich schlimm, und man soll das nicht rührend finden, aber das fröhliche Mitmachen beim allgegenwärtigen Betrug befestigt die Einheit der Nation nicht schlechter als gute Gesetze. Strom, Gas, Telefon wurden nicht bezahlt! In der Hauptstadt ist es peinlich, kein Geld zu haben, hier ist es praktisch die Norm. – „Diese Zähler sind einfach“, sagen die netten Mitarbeiterinnen im Elektrizitätsschiro. „Das ist genau mein Fall! Und kommen Sie vorbei, wir kurieren das.“ Taufpaten, Schwiegertöchter, Nichten, Wasserwerke, Stromversorgung, Gasleitungen, kommunale Dienste – was man versteht sich, es ist gemeinlich, wirmt. Diese Lebensweise hat Nachteile, ist aber ziemlich stabil. Hier weiß man alles über alle. Wie im Paradies.

Die Pflegerinnen und die Babkas – das ist am Tag, gegen Abend aber stellt sich heraus, dass Einiges, was für heute getan wurde, nur dank völlig überzogener Anstrengungen gelang, vieles gelang überhaupt nicht. In der Dämmerung kommen die bösen, verärgerten Leute zurück. Und zwar: Wo sind die Gedanke geblieben, die etwas in Kopf haben? In seiner Kindheit gab es genug davon. Und sie etwa ausgewandert? Eins ergibt sich aus dem anderen. Furcht erzeugt Kurztunigkeit und umgekehrt, das ist die richtige Rückkopplung. In der Nacht mit ihren Ängsten ist die Seele fürs Böse anfälliger. Außerdem kommen jetzt manchmal Meisen oder Schwaben ins Haus geflogen, gleichsam Verkörperungen der Seele – das gilt als sehr schlechtes Vorzeichen. Doch da es nichts zu machen, man kann ja nicht mit geschlossenen Fenstern leben. Wer sich fürchtet, kann auswandern, man kann sich aber auch vom Abregalgen befreien. Von dieser Art sind alle Gedanken, von Schlafpausen unterbrochen, bis der Morgen anbricht.

Ob in Moskau, in Petersburg oder in der Provinz – das Leben macht Angst. Sagen wir es so, es macht auch Angst. Es gibt darin Dinge, über die man nicht schreiben kann: das Sterben ungeschuldiger Opfer, darunter junge Leute und richtige Kinder. Die schreckliche, nicht pflichtgemäße Erfahrung, ihren Tod überlebt zu haben – ist immer bei uns, man kann sie nicht herausschreiben, man kann sie nicht durch Schreiben vermeiden. Und dann wird ein Tag kommen, an dem es wieder Vögel gibt – himmlische, zähre, wilde, alle möglichen. Die Welt zerbricht nicht, was immer passiert, sie ist so gemacht.

Aus dem russischen übersetzt von Angelika Eiseiva